

Leserzuschriften

Zum Beitrag von Irina A. Joffe/Elke Scherstjanoi: Junge Ostarbeiter im antifaschistischen Widerstand (JahrBuch, 2006/III)

Fritz Zimmermann

Angeregt von der außerordentlich interessanten Dokumentation der beiden Autorinnen möchte ich einige Bemerkungen über junge Zwangsarbeiter in der Landwirtschaft machen. Ich stütze mich dabei auf eigene Erinnerungen und auf Materialien im Gemeindearchiv meines Heimatdorfes Dörnthal im Erzgebirge.

Dörnthal war ein ausgesprochenes Bauerndorf von etwa 1.000 Einwohnern. Es gab 50 Bauernhöfe in einer Größe von zehn bis 25 Hektar. Da viele Bauern beziehungsweise ihre Söhne oder Knechte seit Beginn des Zweiten Weltkrieges zur Wehrmacht eingezogen worden waren, war die Arbeitskräftelage sehr angespannt. Mit Hilfe von insgesamt 66 sogenannten Ostarbeitern aus Polen und aus der Ukraine – 16 davon waren Mädchen – konnte die landwirtschaftliche Produktion aufrechterhalten werden. Diese 66 Zwangsarbeiter, die nicht alle zur gleichen Zeit im Dorf waren, verteilten sich auf 37 Bauernhöfe. Sie wurden auf Antrag der Bauern und mit Bestätigung des Ortsbauernführers vom Arbeitsamt der Kreisstadt Freiberg gestellt. Dorthin mußten auch die Gebühren geschickt werden, die die Bauern statt des Lohnes an ihre ausländischen Landarbeiter zu entrichten hatten.

Auf 25 der 37 Höfe war die ganze Zeit bis 1945 dieselbe Person beschäftigt, was auf ein relativ gutes Arbeitsverhältnis schließen läßt. Bei den anderen zwölf war das offensichtlich nicht der Fall. Einige wurden zum Arbeitsamt zurückgeschickt, bei drei Zwangsarbeitern ist sogar vermerkt „nach Dresden, Gefängnis“, zwei waren geflohen. Wieweit sie gekommen sind, ist nicht bekannt.

Die „Ostarbeiter“ hatten keinerlei Rechte. Ihr Leben war hart. Die Landarbeit war für viele ungewohnt, sie mußten alles erst lernen. Sie waren auf Gedeih und Verderb ihrem Dienstherrn ausgeliefert. War man mit ihrer Arbeit oder ihrem Verhalten nicht zufrieden, drohten Strafen. Es genügte eine Meldung, und sie wurden abgeholt, um irgendwo in einem Bergwerk oder in der Industrie zu arbeiten und bei schlechter Verpflegung in Massenquartieren untergebracht zu werden. Da sie auf einem Bauernhof in der Regel genügend zu essen und eine Kammer zum Schlafen hatten, waren sie natürlich bemüht, durch Wohlverhalten diesen Platz zu erhalten.

Mit einer Ukrainerin wurde ich näher bekannt. Sie war 1943 nach Dörnthal gekommen, zum Bauern Otto Böhme, der unser Nachbar war. Mein Vater war Schuhmacher im Dorf, und ich war 13 und ging noch zu Schule. Sie kam eines

Tages und brachte Schuhe ihres Bauern zur Reparatur. Sie sprach gut Deutsch, war etwa 20 Jahre alt, blond und groß. Sie stellte sich als Tamara aus Kiev vor und war sehr aufgeschlossen. Nach diesem ersten Besuch kam sie öfter, brachte Schuhe oder holte welche ab. Sie zeigte sich an allem interessiert, seien es die Nachrichten aus dem Radio oder meine Landkarte von Osteuropa, auf der ich den Frontverlauf absteckte. Auf meine in der Schule gelernten, nazigeprägten Ansichten antwortete sie gelassen – meist mit Fragen. Zum Beispiel, wie es denn käme, daß sie in dem doch so rückständigen Rußland eine Fremdsprache lernen konnte, ich hingegen nicht. Mit meinem Vater kam sie überein, ihr nicht mehr reparaturwürdige oder auch vom Besitzer aus irgendeinem Grund nicht wieder abgeholte Schuhe und Stiefel für ihre Landsleute zu überlassen, die zum Teil nur Holzpantoffeln hätten.

Seit Tamaras Anwesenheit im Dorf schien der Zusammenhalt der ukrainischen und polnischen Mädchen und jungen Männer fester zu werden. Sonntagnachmittags, wenn sie zwei-drei Stunden frei hatten, trafen sie sich bei schönem Wetter nun öfter und gingen zusammen auf der Dorfstraße spazieren. Manchmal hatte einer der jungen Burschen eine Ziehharmonika dabei, und es wurde gesungen.

Kurz nach der Befreiung durch die Sowjetarmee wurden die „Ostarbeiter“ auf Lastwagen abtransportiert. Tamara kam, sich von uns zu verabschieden, von mir mit den Worten: „Wenn du groß bist und mal nach Kiev kommst, dann frage nach Tamara“. Offenbar hatte sie Spaß gehabt an unseren kleinen Auseinandersetzungen, bei denen ich regelmäßig den kürzeren gezogen hatte.

Im Sommer 1945 begann ich, im Staatsforst zu arbeiten. Hier erfuhr ich, daß in einem großen Waldrevier bei Dörnthal, dem „Ochsenkopf“, im sogenannten Buschhaus, etwa 15 sowjetische Kriegsgefangene untergebracht gewesen waren, bewacht von zwei älteren Wehrmachtsangehörigen und fachlich von einem Waldarbeiter für die Waldarbeit angeleitet. Dieser Waldarbeiter erzählte mir, daß die Kriegsgefangenen ab und zu alte Schuhe und Stiefel, die sie sich dann zusammenflickten, sowie Kleidungsstücke und auch Nahrungsmittel wie Kartoffeln und Kohlrüben vom Waldrand geholt hatten, die dort versteckt gewesen waren. Die Wachsoldaten hätten ein Auge zugeedrückt. Das Feld von Bauer Böhme grenzte an den „Ochsenkopf“. Tamara hatte also offensichtlich etwas damit zu tun. Die alten Schuhe aus der Werkstatt meines Vaters waren bei den Kriegsgefangenen gelandet.

Ende 1945 entwickelte sich die FDJ im Dorf. Ich wurde Mitglied und bekam nun sowjetische Kriegs- und Partisanenliteratur in die Hand. Auf der Jugendschule wurde mir der Komsomol ein Begriff. Der Zusammenhang mit Tamara stellte sich ein und verklärte sich wohl auch ein bißchen romantisch.

Mitte der 70er Jahre besuchte ich dienstlich die Filiale der sowjetischen Parteigeschichtsschrift in Kiev. Am Abend kamen wir bei dem ukrainischen Pfefferschnaps ins Erzählen. Mein Kiever Kollege Zamlinskij, gleichaltrig mit mir, erzählte mir von seinen Begegnungen mit einem deutschen Soldaten, die nicht nur negativ waren. Ich erzählte von Tamara. Er erbot sich, sie zu suchen.

Wieder zu Hause, fand ich im Dörnthalen Gemeindearchiv im Gesindebuch des Böhme-Gutes den Familiennamen von Tamara: Zimakova, geboren am 23. Februar 1922. Mit diesen Informationen versehen, fand mein Kollege Zamlinskij Tamara rasch. Obwohl sie verheiratet gewesen war, hatte sie ihren Nachnamen behalten. Ich schrieb ihr deutsch, sie antwortete russisch. Nach mehrmaligem Briefwechsel lud ich sie zu uns ein.

Natürlich fuhren wir auch nach Dörnthal. Wir besuchten ihren ehemaligen Dienstherrn Otto Böhme, inzwischen 90 Jahre alt, der sie stets gut behandelt hatte. Die Begegnung verlief freundlich, obwohl Tamara, was sich Otto Böhme – wenn auch mit Augenzwinkern – nicht verkneifen konnte zu erwähnen, ihren Befreiern 1945 verraten hatte, wo er seinen Speck und Schinken versteckt hatte. Tamara erinnerte sich, daß sie außer zu uns noch zu zwei weiteren Familien im Dorf Verbindung gehabt hatte. Erstens mit der Familie eines, wie sie sagte, „etwas buckligen Schneiders“. Von ihm erhielt sie Kleidungsstücke für die Kriegsgefangenen im Wald und Informationen, die auf Nachrichten vom englischen Feindsender beruhten. Ich kannte diesen Schneider, Konrad Heinitz, gut. Leider lebte er nicht mehr. Er war im Dorf bekannt als einer, der mit den Nazis nichts am Hut hatte. Seinen beiden Töchtern hatte er nicht erlaubt, in den Jungmädelsbund des BDM zu gehen. Um ihr Gesicht zu wahren, reagierte die BDM-Führung im Dorf darauf mit dem Ausschluß der beiden Mädchen, weil sie „nicht würdig“ seien, dem BDM anzugehören.

Die zweite Familie war die des Friseurs und Sozialdemokraten Oskar Thiele. Er selbst war damals Soldat. Die Bekanntschaft war über die Tochter Jutta zustande gekommen, die beim Böhme-Bauern die Milch holte. Jutta war eine Klassenkameradin von mir. Daß wir beide Tamara näher kannten, hatten wir voneinander nicht gewußt. Auch von Familie Thiele erhielt sie Sachen für die Kriegsgefangenen, sogar Tabak und Zigaretten. Nun gab es ein schönes Wiedersehen und eine fröhliche Feier bei Jutta, bei der am späten Abend sogar die verschütteten Deutschkenntnisse bei Tamara wieder zum Vorschein kamen.

Wie war der Lebensweg von Tamara nach 1945 verlaufen? Sie hatte nach ihrer Rückkehr nach Kiev nachweisen können, daß sie 1941 der Aufforderung der deutschen Besatzungsbehörden, sich zur Arbeit nach Deutschland zu melden, nicht gefolgt war, sondern sich bei Verwandten außerhalb Kievs verborgen hielt. Bei einer Razzia war sie später festgenommen und nach Deutschland transportiert worden. Sie wurde daraufhin von den sowjetischen Behörden nicht zu Arbeitslager verurteilt wie andere und erhielt auch ihren Paß. Aber an ein Studium war nicht zu denken. Sie wurde technische Zeichnerin.

Erstaunlich war für mich damals, daß sie sehr zurückhaltend reagierte, wenn ich ihre Aktivitäten im Dorf mit dem politischen Auftrag des Komsomol in Zusammenhang bringen wollte. So wie die Deutschen, die ihr geholfen und sie nicht verraten hätten, menschlich behandelt hätten, so sei es auch für sie ein Gebot der Menschlichkeit gewesen, den Kriegsgefangenen ihr schweres Leben zu erleichtern.